

**Begrüßungsrede: Friederike Tappe-Hornbostel (Kulturstiftung des Bundes) anlässlich des Soft-Openings des Festivals globale° in der Bremer Landesvertretung in Berlin am 26. Oktober 2016.**

„Die globale gehört abgeschafft!“ So müssten die schreien, die jüngst auch der Einstellung des Adelbert von Chamisso-Preises applaudiert haben. Die Argumente dürften dem hiesigen Publikum sattfam bekannt sein und sich in dem Schlachtruf „Raus dem Migrantenstad!“ zusammenfassen lassen. Die *un*-verschämte Erwähnung des Migrationshintergrunds steht mittlerweile im Verdacht, eine wohlfeile PR-Masche zu sein. Denn Exotik oder, soziologisch gesprochen: Differenz, kommt einer Sehnsucht entgegen, die man zum Kernbestand deutscher Kultur zählen darf, und das im Übrigen schon seit Jahrhunderten und nicht erst seit oder nur bei den Jüngern des Multikulti. Und genau darin besteht das Missverständnis: Migrationshintergrund wird zum „flanking maneuver“, zum literarischen Bonus umgemünzt, auf den Schriftsteller gern verzichten würden. Hätte ein junger Schriftsteller nichtdeutscher Muttersprache die Wahl, sagen wir, zwischen dem Chamisso-Preis und dem gleich hoch dotierten Alfred-Döblin-Preis, so würde er, vermute ich, letzteren wählen. (Glücklich ein Saša Stanišić, der vor diese Wahl nicht mehr gestellt werden kann, da er beide Preise schon bekommen hat.)

Ist deutschsprachige „Migrantenliteratur“ also verdammt, in alle Ewigkeit in der – je nach Perspektive – Knuddel- oder Schmutzdecke literarischer Anerkennung ihre Existenz zu fristen? Haben die Ausgezeichneten ihren Anteil daran? „Ich bin genauso deutsch wie Kafka“, hat eine von ihnen einmal gesagt. Das Wort „deutsch“ fungiert hier in etwa so wie Wittgensteins Käfer in der Schachtel: Es bezeichnet genauso wenig wie der Satz „Ich habe Schmerzen“ in Wittgensteins Beispiel aus den Philosophischen Untersuchungen.

Reden wir statt vom Migrationshintergrund lieber vom „Vibrationshintergrund“. Ich habe dieses Wort Sasha Marianna Salzmann, der deutsch-russischen Dramaturgin am Maxim Gorki-Theater, abgelauscht. Und bringe dies sofort in Verbindung mit einem Satz von Navid Kermani: „Ich muss mich nicht als Deutscher fühlen, um nicht fremd zu sein.“ Dieser Satz vibriert buchstäblich im Hirn, deshalb wiederhole ich ihn noch einmal: „Ich muss mich nicht als Deutscher fühlen, um nicht fremd zu sein.“ Er lässt sich nicht so einfach in seine Negation überführen, in sein Gegenteil verkehren: Hieße das dann „Ich muss mich als Deutscher fühlen, um fremd zu sein“? Wenn dem so wäre, dann bräuchten wir in der Tat weder einen Chamisso-Preis noch die globale! Fremdheitserfahrung, so behaupte ich an dieser Stelle und an diesem Ort kühn, ist die Urszene allen künstlerischen Schaffens. Sie spielt in etwa die gleiche Rolle wie das Staunen als Ursprung der Philosophie.

Wenn man so will und den Bindestrich bitte hört, ist *Ent*-Fremdung das Ziel, in dem sich Autor und Leser - meinetwegen wie Hase und Igel – treffen. Der Autor verringert die Erfahrung von Fremdheit in der gesellschaftlichen oder auch nur persönlichen Wirklichkeit, indem er sie literarisch bewältigt.

Der Leser vertieft sich so in den Text, dass ihm die dargestellte Wirklichkeit, die, oberflächlich betrachtet mit seinem realen Leben in der Regel wenig zu tun hat, nahekommt, er sich womöglich mit dem Erzähler oder einer der Figuren identifiziert.

Dem migrantischen Autor, wenn ich ihn weiterhin so plakativ nennen darf, der Deutsch sozusagen als Zusatzsprache gelernt hat, ist der Klang dieser Sprache per se fremd, was sich auch daran zeigt, dass er von der Muttersprache geleitete merkwürdige Assoziationen kaum vermeiden kann. Das kennen alle, die mal in Spanien Urlaub gemacht haben. Auf wie vielen Speisekarten heißt die Übersetzung von „judías verdes“ „grüne Jüdinnen“ statt „grüne Bohnen“! Das ist in diesem Fall natürlich grauslich, aber es verrät etwas über die (un)gemeinen Möglichkeiten, die sich für Grenzgänger zwischen den Sprachen auftun. Den nicht einzuholenden Riesenvorteil, den ein migrantischer Autor auch noch gegenüber einem zweisprachig aufgewachsenen Menschen hat, ist, dass für ihn gilt: Je fremder man etwas anschaut, desto näher, oder genauer, desto komplexer schaut es zurück. Über uns Autochthone hingegen ist das Los verhängt, dass wir immer näher hinschauen und das Angeschauten immer fremder zurückblickt. Migrantische Autoren, meine zweite und letzte kühne Behauptung heute Abend, sind die lyrischeren Autoren, was selbst für Prosaschriftsteller keineswegs ein Nachteil ist. Vielleicht gibt es keinen Preis mehr dafür, aber es zahlt sich aus, des bin ich mir gewiss. Umso wichtiger denn auch, dass es die globale gibt.

Lieber Saša, ich bin weder migrantisch noch Autorin, deshalb verzeih, wenn ich mir anmaße, am Beispiel der globale den migrantischen, einen fremden Blick zu exerzieren. Ich weiß, Du kannst es besser.

Nichts liegt näher als eine Liebeserklärung im Namen der Kulturstiftung des Bundes an die globale<sup>o</sup>. Ich erlaube mir deshalb, das Wort glo-ba-le in seine Seme zu zerlegen. „lo“ steckt darin, was an „love“, dessen bessere Hälfte, erinnert. Und es endet auf „le“, Anfangs- und Endbuchstabe von „Liebe“. „ba“ fantasieren wir so: als den Beginn der „Balance“, in seiner Abkürzung eine Art Gleichheitszeichen zwischen den Sprachen, dem englischen love und der deutschen Liebe. Natürlich steckt da wiederum auch noch die Lanze mit drin, aber das führte hier zu weit. Bleibt am Ende nur das rätselhafte „g“ des Anfangs. Da hilft dann das phonetisch genaue Hinhören, so genau, dass es auch noch für die Stille des stummen „h“ ein Ohr hat: „geh“. Also nichts wie weg hier. Vielen Dank für's Zuhören!